

dabei konstruiertem Verständnis des *Selbst* und des *Anderen*. Ein relationales Verständnis von Sicherheit im historischen Kontext hat wichtige Implikationen für ein kritisches Verständnis von Sicherheit in meiner Arbeit. Ich kann damit *Versicherheitlichkeitprozesse* daraufhin untersuchen, ob und wie sie das Verständnis von Nationalität, Staatlichkeit und Handlungsmacht verändern. Weiterhin lassen sich machtstrategische und akteursbezogene Aspekte stärker in die Analyse einbeziehen, da über Sicherheitssprechen Handlungsperspektiven veränderbar werden. Letztlich trägt eine solche relationale Interpretation dazu bei, dass die Sequenzialität und Historizität von Sicherheit analytisch erfasst werden kann. Aus diesem Forschungsinteresse heraus verweise ich auf *multiple modernities* (Bhabra, 2016; Bhabra and Santos, 2016), die empirisch aufeinandertreffen und daher auch theoretisch miteinander in Beziehung gesetzt werden müssen.

Sicherheit ist ein verbindendes Element der in diesem Kapitel betrachteten Forschungsperspektiven. Im folgenden Kapitel nun werde ich mich Konzepten postkolonialer Theorie widmen; für die Fragen der Repräsentation und *Agency*, die mein Forschungsthema durchziehen, sind sie von zentraler Bedeutung.

4.2 Postkoloniale Theorie

Die Kontinuitäten kolonialer Machtstrukturen werden von Vertreter_innen postkolonialer Theorien kenntlich gemacht, untersucht und dekonstruiert. Postkoloniale Ideen, Konzepte und Autor_innen sind inzwischen universitär wie außeruniversitär bekannt. Ich selbst nutze postkoloniale Argumente in dieser Arbeit nicht nur dafür, die Geschichte empirisch zu rekonstruieren, also deskriptiv zu arbeiten. Im Fokus steht vielmehr: das Potenzial postkolonialer Lektüre für die Reflexion historischer und politischer Machtverhältnisse im Kontext der Sicherheitsforschung auszuloten und die dabei genutzten Konzepte zu evaluieren.

4.2.1 Die Dezentralisierung Europas

Über mittlerweile etablierten postkolonialen Theoretiker_innen wie Bhabha, Spivak und Said hinaus werden unter dem Begriff postkoloniale Theorie eine Vielzahl von Forschungsinteressen und Kritiken vereint, die keinen abgeschlossenen Korpus bilden. Während sich der forschende Blick zunächst auf Phänomene in vormals kolonisierten Ländern richtete, wurde die Forschungsperspektive später um nachwirkende Dynamiken und Momente der inneren Kolonisierung erweitert. Inzwischen scheint die Forschung auf einer dritten Stufe, postkoloniale Konzepte für die Analyse konkreter Probleme in den internationalen Beziehungen zu nutzen. In der Gesamtschau macht postkoloniale Kritik auf die Provinzialität der bestehenden Geschichtsschreibung aufmerksam und regt ein *Decentering* (Chakrabarty, 2007)

vorherrschender Konzepte an. So könne, wie Go (2016) betont, die Einbindung der postkolonialen Frage das Verstehen der Welt, in der wir leben, stärken und bereichern; Globalisierungsprozesse und die internationale Ordnung könnten durch eine *postkoloniale* Sozialwissenschaften in ihrer Dynamik besser erklärt und verstanden werden – »[o]ne might even say, that social sciences is obliged to engage with postcolonial theory« (Go, 2016, p. 15). Eine postkoloniale Perspektive erlaube eine tatsächlich transnationale oder globale Geschichtsschreibung und überwinde die territorialen Abgrenzungen zwischen Nationen (*ibid.*). Entsprechend interessieren sich postkoloniale Arbeiten nicht für Konzepte, die Gesellschaften kollektiv und einheitlich konzipieren, sondern für Momente des Übergangs, des Bruchs und Hybridität.

4.2.2 Der Begriff Postkolonialität

»Wann war der Postkolonialismus?«, fragte Stuart Hall (1997) in einem Essay – und weist die Kritik zurück, der zufolge postkoloniale Theorie unterschiedliche Geschichtlichkeiten, Zeitlichkeiten und ethnische Gruppierungen in dieselbe universalistische Kategorie pressen würde (Hall, 1997). Anders als viele Kritiker_innen behaupten würden (Hall bezieht sich auf u.a. McClintock, 1992; Shohat, 1992), verweise der Begriff Postkolonialität weder auf Linearität noch auf klare territoriale Abgrenzung: »[E]jer liest vielmehr die ›Kolonisation‹ als Teil eines im wesentlichen transnationalen und transkulturellen ›globalen‹ Prozesses neu – und bewirkt ein von Dezentrierung, Diaspora-Erfahrung oder ›Globalität‹ geprägtes Umschreiben der früheren imperialen Großgeschichten mit der Nation als Zentrum« (Hall, 1997, p. 227). Julian Go argumentiert analog dazu:

»The signifier ›post‹ in the term ›postcolonial thought‹ refers to an intellectual stance that *recognizes colonialism's legacies*, critique them, and *tries to reach beyond them*. It is also post, therefore, in the sense that it *seeks to overcome the imperial suppression of the thought, experiences, and agency* of the colonized and ex-colonized peoples« (Go, 2016, p. 9; Hervorhebung M. K.).

Postkoloniale Arbeiten adressieren die Auflösung und Reorganisation der Grenze zwischen Zentrum und Peripherie sowie die *Agency* der (ehemals) Kolonisierten – es sind diese Aspekte, die sie so bedeutsam machen für meine eigene Forschung. In Dirliks Worten drückt sich in postkolonialen Arbeiten das Interesse und Bedürfnis aus, »eine Verständniskrise zu überwinden, die von der Unfähigkeit herkömmlicher Kategorien, die Welt zu erklären, herbeigeführt wurde« (Dirlak, 1992, p. 353, zitiert in Hall, 1997, p. 244), und darauf zu reagieren. Dementsprechend gibt es einen Zusammenhang zwischen der Vergangenheit und der heutigen Erfahrung der Moderne. Hall führt die Bedeutung postkolonialer Theorie für aktuelle Zusammenhänge folgendermaßen aus:

»Das wirklich distinktive Element einer ›postkolonialen‹ Periodisierung ist das rückblickende Umformulieren der Moderne innerhalb des Kontexts der ›Globalisierung‹ in all ihren diversen sprengenden Formen und Momenten (von der ersten Fahrt der Portugiesen über den Indischen Ozean und der Eroberung der Neuen Welt bis hin zur Internationalisierung der Finanzmärkte und des Informationsflusses). In dieser Hinsicht markiert der ›Postkolonialismus‹ einen entscheidenden Bruch mit der gesamten historiographischen Großnarrative« (Hall, 1997, p. 232; Hervorhebung M. K.).

Postkolonialer Theoretiker_innen verstehen demnach Geschichte nicht als linearen Prozess, sondern als eine komplexe und von Widersprüchen geprägte Dynamik. Folglich gelten die Muster des Kolonialismus sowie Dekolonialisierungsprozesse nicht als eindeutig, linear und abgeschlossen darstellbar; es sei nicht möglich, Letztere zu verstehen, wenn sie als rein technisch-formale Machtübergabe gedacht werden. Vertreter_innen postkolonialer Theorien thematisieren entsprechend auch Tendenzen des Neokolonialismus und des Rekolonisierens und zeigen damit auf, dass koloniale Beziehungen und Machtstrukturen – trotz formaler Unabhängigkeit – immer noch relevant sind. Unter postkolonialer Theorie verstehe ich also ein Set wissenschaftlicher Praktiken, empirischer Ressourcen und interdisziplinärer Methodologien, die Strukturen des Kolonialismus, kolonialistische Ideologien, deren Folgen sowie daraus resultierende Machtverhältnisse in den Fokus rücken. Dabei ist eine relationale Perspektive von Bedeutung. Analog dazu untersuche ich Interaktionen zwischen globaler und lokaler Ebene, dies mit dem Anspruch, weder das Lokale noch das Globale über- bzw. unterzubetonen (Go, 2016, p. 159).

Der Kampf um die Dekolonialisierung der Forschungsagenden hat verschiedene Strategien hervorgebracht; interne Differenzen drehen sich dabei häufig um Repräsentation, Machtverhältnisse und das Verhältnis von Theorie und politischem Aktivismus. Postkoloniale Kritik hat darauf aufmerksam gemacht, dass diejenigen historischen Erzählungen zum Schweigen gebracht wurden, die nicht dem damalig vorstellbaren Handlungsspielraum entsprachen. Trouillot (1995) zeigt anhand der Haitianischen Revolution, dass auch Sklav_innen eine Revolution machen können – eine Vorstellung, die in der Zeit der Aufklärung keinen Platz hatte, weshalb sie erst Jahrhunderte später als Revolution bezeichnet wurde. Ähnlich argumentiert Gilroy, dass koloniale Gewalt im britischen Empire verschwiegen werden muss, um heute das britische Selbstbewusstsein und die britische Selbstwahrnehmung aufrechterhalten zu können (Gilroy, 2004, p. 115).³

³ Ayata (2016) überträgt dies anhand der NSU-Prozesse auf den deutschen Kontext.

Einige postkoloniale Ansätze beziehen sich in ihrer Theoriebildung auf die *Négritude*⁴ Bewegung, insbesondere auf Césaire ([1950]2001) und Senghor (1967). Innerhalb dieser Bewegungen wurden alternative Ideen für eine politische Ordnung entwickelt sowie ein neuer afrikanischer Humanismus begründet ((Fanon, [1961] 1981; Mbembe, 2016). Ebenso wichtig ist Subjektwerdung im Gründungsdokument der postkolonialen Studien »Orientalism« (1994), in dem Said die wechselseitige Konstruktion des Europäers und des/der Anderen, des Orients, nachzeichnet. (Siehe dazu auch das Kapitel 6.2.). Kultur wird innerhalb dieser Arbeiten häufig als ein wichtiger Raum interpretiert, in dem es zum Widerstreit zwischen verschiedenen Repräsentationen von Welt, Subjekt, Geschichte usw. kommt (Bronfen, 1997, p. 11). Im Aufeinandertreffen von Lokalen und Globalen entstünden hybride Räume, in denen sich Grenzen, Ambivalenzen und Binarietäten auflösen würden. Hybridität bedeutet dabei jedoch nicht, jedenfalls nach Bhabha, dass zwei Dinge schlicht vermischt werden; vielmehr geht es um das Aushandeln strategischer und selektiver Aneignungen von Bedeutungen innerhalb eines Raumes, in dem Freiheit und Gleichheit gelten. Dieser Aushandlungsort, in dem Menschen mit unterschiedlichen Positionalitäten und Einstellungen zusammenkommen und Bedeutungen aushandeln, wird von Bhabha als *third space (dritter Raum)* bezeichnet (Bhabha, [1994]2012, p. 54). In diesem dialogischen Entgegenkommen wird eine Nähe aufgebaut, die einen Moment der Anerkennung birgt. Ich selbst werde in dieser Arbeit den UN-Treuhandrat als einen solchen Dritten Raum interpretieren (Kapitel 6.3.).

4.2.3 Subjektivitäten und Agency in der postkolonialen Theorie

Postkoloniale Forschung stellt dabei die, meist gewaltgeprägte, Beziehungshaftigkeit zwischen Kolonisierten und Kolonisierenden heraus, so sind politische und kollektive Akteure keine vorgefundene Gegebenheiten, sondern diskursive Ereignisse. Fanon beschreibt eine zweigeteilte Welt des Kolonialismus, die von der Atmosphäre der Gewalt geprägt ist: »Das Kolonialregime gewinnt seine Legitimität aus der Gewalt und versucht keinen Augenblick lang, über diese Natur der Dinge hinwegzutäuschen« (Fanon, [1961] 1981, p. 64). Memmi ([1980] 1994) und Fanon ([1961] 1981) verweisen auf Gewalt, die als Legitimitätsquelle für die Binarietät von Kolonisierenden und Kolonisierten genutzt wird. Da diese binäre Beziehung der Über- und Unterordnung mit anderen Mitteln nicht aufzulösen war, sah Fanon im bewaffneten und gewaltvollen Freiheitskampf die einzige Möglichkeit, die koloniale Unterdrückungssituation zu beseitigen. Unter Einbeziehung psychoanalytischer

4 Als *Négritude* wurde eine literarische, philosophische und politische Bewegung bezeichnet, die für die kulturelle Anerkennung aller Menschen Afrikas eintritt. Damit bildet die *Négritude* das frankophone Pendant zum Panafricanismus.

Ansichten impliziert Fanon damit einen, wie ich finde, ambivalenten Gewaltbegriff, der nicht nur verherrlicht⁵, sondern als Moment der Vergemeinschaftung und Antwort auf koloniale Gewalt gilt (Ouaissa, 2015a, 2015b). Fanon sieht in Gewalthandlungen das (leider) notwendige Übel, um eine *echte* Dekolonialisierung zu bewirken: So gibt es zunächst eine innere, ungerichtete Gewalt, die eine Reinigungsfunktion für die angespannte Atmosphäre im Kolonialsystem hat. Weiterhin gibt es eine nach außen gerichtete, kollektive Gewalt, die die Abschaffung des Kolonialsystems anstrebt. Denn für Fanon ist Gewalt die einzige Möglichkeit, um das gewaltvolle Kolonialsystem komplett und dauerhaft abzuschaffen und um einen neuen afrikanischen Humanismus, der auf Césaire⁶ und Senghor⁷ aufbaut, umzusetzen.

Als Moment der Vergemeinschaftung und als Mobilisierungsmittel sind nationalistische Politiken untrennbar mit antikolonialen Bewegungen verbunden (Kaiser, 2017, 2014; Walraven and Abbink, 2003). So begannen antikoloniale Bewegungen während der 1950er Jahre angesichts der gewaltgeprägten Übermacht der Kolonialist_innen eine Kriegstaktik zu entwickeln, die sich an Maos Revolutionskonzept anlehnte: den *Guerre révolutionnaire* (Fairbairn, 1968; Nkrumah, 1968; Paret, 1964). Der bewaffnete Guerilla-Kampf und die Beeinflussung der Bevölkerung sowie der globalen Ebene sollten sich dabei ergänzen: Die Vertreter_innen des *guerre révolutionnaire* betonten die Bedeutung der Legitimität und der Anerkennung (auf lokaler und internationaler Ebene), die als konfliktentscheidend angesehen wurden. Spivak warnte jedoch davor, dass die binären Strukturen des imperialen Systems übernommen würden; stattdessen schlug sie eine strategische Essentialisierung vor (Go, 2016, p. 140; Spivak, 1988), die den Fokus auf selbst entworfene *Agency* lenkt. Obwohl Spivak die Repräsentativität der postkolonialen Subalternen problematisiert, wird besonders bei der Figur der Subalternen deutlich, dass alternative Wege gesucht werden müssen, um differenziert über postkoloniale Subjektivität zu sprechen. Auf der globalen Ebene sei dies möglich, indem Kategorien wie Zeitchlichkeit (*backwardness*) oder orientalistische Kategorien (Zivilisierung, Rationalisierung) dekonstruiert werden. Spivaks Kritik ist nicht so zu verstehen, dass die Unmöglichkeit der Repräsentation der Subalternen dazu führen solle, diese einfach zu

5 Die Verherrlichung von Gewalt wird Fanon häufig vorgeworfen u.a. von Arendt (1970). Häufig wird in der Rezeption des Fanon'schen Gewaltbegriffs die Einleitung Sartres vergleichend hinzugezogen – die jedoch tatsächlich weitaus radikaler ist, wie ihr bekanntester Satz zeigt: »Einen Europäer töten, heißt zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen.« (Fanon 1981, p. 20). Dies entspricht nicht Fanons Gewaltbegriff, der weitaus differenzierter ist, wie u.a. auch seine Biographin Cherki (2002) schreibt.

6 Césaire war der Begründer der frankophonen *Négritude*-Bewegung, auf die sich viele postkoloniale Theoretiker_innen beziehen. In seiner Rede »Discourse on Colonialism« ([1950]2001) kritisiert er europäisches Engagement in Afrika.

7 Senghor, der erste Präsident des Senegals, setzte dem Konzept der *Négritude* die *Francité* entgegen – und damit etwas mehr Nähe zu Frankreich.

ignorieren – ganz im Gegenteil. Spivak verweist mit ihrer Kritik auf den Moment, in dem Wahrheiten und Wissen produziert werden und damit auf die Grenzen der Möglichkeiten westlicher Akademiker_innen, die Subalterne zu repräsentieren. Ähnlich verwende ich die Konzepte *mimikry* und *Hybridität* von Bhabha, die im Verlauf des 6. Kapitels vorgestellt werden: Statt den Anspruch zu erheben, die authentische Stimme der indigenen Subalternen analysieren zu können, adressieren diese Konzepte die Grenzen des Handlungsspielraumes und des Kontrollvermögens seitens der Kolonisierer_innen (Bhabha, [1994]2012). Damit strebe ich an, nicht im Kolonial-Narrativ zu verbleiben, sondern den Kontext sichtbar zu machen. Postkoloniale Theorie macht darauf aufmerksam, dass selbst grundlegende Konzepte – wie etwa Innen- und Außenpolitik – wenig zielführend sind, weil Prozesse hybrid und dynamisch ablaufen. Sich aus postkolonialer Perspektive des Themas Sicherheit anzunehmen, birgt demnach die Möglichkeit, sich mit einem grundlegenden Konzept der IB zu beschäftigen. Die Verbindung postkolonialer Theorien mit *Versicherlichkeitsperspektiven* hat das Potential, die Binarität zwischen innen und außen, national und international zu überwinden.

Zusammenfassend funktioniert postkoloniale Theorie in dieser Arbeit als eine Globalisierungstheorie, um insbesondere die historische Bedeutung der Kolonisierten und – für den Fall Kamerun – der Mandatsbevölkerung herauszustellen. Damit kann ich auf die Kontinuitäten kolonialer Strukturen eingehen und die Auswirkungen auf die Etablierung einer *Grammatik der Sicherheit* herausarbeiten. Ich nutze die postkoloniale Kritik, um die Konsequenzen und Effekte der *Versicherlichkeit* sichtbar zu machen. Postkoloniale Theorien wiederum können von *Versicherheitlichungsansätzen* profitieren, wenn es darum geht, diskursive Prozesse von Wandel und Übergang zu markieren und zu untersuchen.

4.3 Die Forschungsperspektivierung und Operationalisierung: Eine postkolonial - informierte Versicherlichkeit?

In dieser Arbeit argumentiere ich für eine Verlaufsperspektive auf die kamerunische internationalisierte Dekolonialisierung und zwar aus einer postkoloniale Sicherheitsperspektive. Ich nutze hierfür einen Sicherheitsbegriff, der relational, prozessual und konstruktivistisch ist. Mein Entwurf einer *postkolonial-informierten Versicherlichkeitsperspektive* umfasst folgende Analysekategorien: Versicherlichkeitende Akteure (1), die die Existenz einer existenziellen Bedrohung für ein Referenzobjekt kommunizieren; diese existenziellen Bedrohungen erfolgen über Sprechakte als versicherheitliche Akte (2) und bestehen einerseits aus einem Referenzobjekt (3) – wer oder was wird bedroht und wessen Überleben ist in Gefahr, wer hat einen legitimen Anspruch auf Überleben? –, andererseits aus einem Referenzsubjekt (4), also dem existenziell Bedrohenden; zudem ist die